

Bergmannswörter in unserer Umgangssprache

Von Prof. Dr. Lutz Mackensen / Lüneburg

Seit Leibniz rühmend auf sie hingewiesen hat, sind die Verdienste des deutschen Bergmannes um seine Muttersprache auch breiteren Kreisen bekannt. Er hat den Geltungsbereich unserer Sprache in Böhmen, in Ungarn, in den Südalpen ausgeweitet; diese tapfere Leistung gehört nun der Geschichte an. In den Bezeichnungen, die er für seine Berufsbedingtheiten geprägt hat, bewahrt er viel verschollenes, altes Wortgut. Oft hat man gelobt, wie klar, bildhaft und treffsicher diese „Bergmannssprache“ ist, und daß sie sich weitgehend von Fremdgut freigehalten hat, gilt als ihr besonderer Ehrentitel. Aber gleichzeitig wurde auch bemerkt, daß ihr Einfluß auf unsere Umgangssprache gering sei; unter Tage entstanden und genutzt, sei sie gleichsam auch unter Tage geblieben, und so spiele sie im Hause der deutschen Sprache etwa die Rolle eines Einzelgängers, der im eigenen Zimmer zwar wohlberedt sei, dem Verkehr mit den anderen Wohngenossen aber nur wenig beisteuere.

Das ist doch ein falsches Bild. Denn wer unsern täglichen Wortschatz mustert, findet viele Ausdrücke, die vom Bergmann geprägt oder von ihm in der alten oder in gewandelter Bedeutung über die Jahrhunderte getragen wurden. Manchen sieht mans auf

den ersten Blick an, woher sie stammen. Wir nennen etwa ein Buch, das uns viele Köstlichkeiten zu schenken hat, eine wahre *Fundgrube*; das ist natürlich ein Bergmannswort, das eigentlich das Grubenfeld mit dem (ersten) Fundpunkt bedeutete (so schon 1437), später das Grubenfeld überhaupt bezeichnete. Schon im 15. Jahrhundert wurde das Wort in geistlichen Schriften bildhaft gebraucht, da gab es z. B. eine „Himmlische Fundgrube“ (vom Augustiner Johann von Paltz, 1490), und im Schrifttum der Reformation drang der Begriff in die Gemeinsprache. Älter noch ist die inhaltgleiche Bezeichnung *Goldgrube* (belegt seit 1414, aber sicher älter), die zuerst in etwas anrühiger Bedeutung allgemeiner bekannt wurde: man bezeichnete so scherzhaft den „heimlichen Ort“, und wer ihn zu reinigen hatte, hieß „Goldgräber“ (goltgreber). Der *Prüfstein*, den man ursprünglich *Proberstein* nannte, diente dem Bergmann zur Ermittlung des Feingehaltes von Gold- und Silbermischungen; Goethe, der das Spiel als „Proberstein des Gehirns“ bezeichnete, hatte den alten Wortsinn noch gegenwärtig. Daß man mit seinen Kräften nicht *Raubbau* treiben soll, weiß heute jeder; auch hier ist die Herkunft deutlich. Das ist eine neuere Bildung;

„auf den Raub bauen“ hieß im 18. Jahrhundert ein Abbauverfahren, das nur auf schnelle Ausbeute Rücksicht nahm. Aber der Kaufmann, der sein *reichhaltiges* Warenlager preist, denkt wohl kaum noch daran, daß das Wort eigentlich Metallreichtum meinte und auf Fundgruben eher als auf Wein- oder Zigarrenvorräte paßt, und auch der Forscher, der *tiefschürfend* sein möchte, hat es nicht immer gegenwärtig, daß „Schurf“ ursprünglich einen Graben bezeichnete, den man zur Ermittlung eines Erzganges anlegte. Wer eine Arbeit, ein Buch, eine Lage überprüft, begnügt sich gern mit *Stichproben*, durch die der Bergmann die mit einem spitzen Löffel dem Schmelzofen entnommene Probe auf ihre Reichhaltigkeit begutachtete; später ging das Wort auf die Weinprobe über, die man mit dem Stechheber dem Faß entlockte, und schließlich gab das Wort, seiner heimischen Umgebung entfremdet, gar Anlaß zur Entstehung eines Aberglaubens: man stach, begierig einen Blick in die Zukunft zu tun, in ein Buch (am besten die Bibel) und meinte, der gefundenen Stelle einen bedeutsamen Wink entnehmen zu dürfen. Wir sprechen von *verwitterten* Häusern oder wohl auch Gesichtern; Gottfried Keller erzählt einmal von einer „verwitterten Landfahrerin“. Auch das ist ein Bergmannswort (belegt seit dem 18. Jahrhundert), das die allmähliche Auflösung und Gehaltverminderung von Erzen an der Luft verdeutlichen wollte.

Bei all diesen Wörtern ist die alte Herkunft doch noch nicht ganz unserm Sprachbewußtsein entschwunden. Aber wer, der sich heute zu einer *Gewerkschaft* zählt oder von ihr redet, weiß noch, daß darunter ursprünglich alle die „Gewerken“, die Zusammenwirkenden einer Bergzeche verstanden wurden, die sich verbunden hatten, die Betriebskosten des Bergwerks, aber auch seine Gewinne und Verluste gemeinschaftlich zu tragen? Wer, der in den *Schacht* eines Fahrstuhls hinabblickt, ist sich dessen bewußt, daß „Schacht“ und „Schaft“ nur landschaftlich verschiedene Formen des gleichen Wortes sind — die eine niederdeutsch, die andere hochdeutsch? Im ritterlichen Mittelalter bezeichnete „Schaft“ die Speerstange; in den bergmännischen Sprachgebrauch in niederdeutscher Lautung übernommen, diente es zunächst für die Meßstange, dann für eine abgemessene Fläche von gleicher Länge und Breite (Quadratrate), schließlich für eine Grube zum Ausbeuten von Erdschätzen, die in QuadratruTEN angelegt wurde; im 18. Jahrhundert nannte man dann auch den Oberteil der viereckigen Hochofenhöhle so. Das ist ein gutes Beispiel für den Wanderweg von Bergmannswörtern: vom Rittertum in die Zeche, von der Zeche in die Hütte, von der Hütte wieder zurück in die Gemeinsprache. Harzer Bergleute haben das Wort wohl schon im 12. Jahrhundert ins Erzgebirge getra-

gen und dadurch verbreitet. Mit der *Schicht* steht es ähnlich: das Wort bedeutet schon um 1300 im Erzgebirge die Zeit, die zum Abbau einer Gesteinslage nötig ist, sehr bald dann die bergmännische Arbeitsfrist, die, je nachdem, sechs, acht, zehn oder zwölf Stunden umschloß. Aber von hier geht die Entwicklung weiter, entweder bezogen auf den Arbeitsgegenstand (Schicht, d. i. Gesteins-, Erdschicht) oder auf die Arbeitenden (Schicht gleich ein Viertel der Mannschaft einer Zeche oder Gewerkschaft). Die Grundbedeutung ist „Anordnung“ (vgl. engl. to shift, d. h. verändern); auch der *Schiefer* gehört zur Wortsippe, weil er in besonders klargegliederten Lagen auftritt. Dem Arbeiter, der „Schicht macht“, sind all diese Zusammenhänge nicht mehr geläufig. Daß in sie aber auch das Beiwort *umschichtig* gehört, ist auch von der Sprachforschung nur zögernd erkannt worden. Dennoch kann kaum ein Zweifel daran bestehen, denn „umschichtig“ hat sich erst im 19. Jahrhundert an die Stelle des älteren „umzechig“ (wechselweise) gesetzt, das noch W. v. Humboldt, Jahn und K. v. Holtei gebrauchten. Nun kommen zwar sowohl „Zeche“ wie „Schicht“ auch in außerbergmännischen Bezügen vor, aber daß sich hier zwei so häufige und bevorzugte Bergmannsbegriffe ablösen, spricht doch für unsere Meinung.

Wir sagen gern, daß ein Versuch, ein Unternehmen, eine Sammlung eine gute *Ausbeute* ergeben habe. Bei Luther, der für das Wort eine Vorliebe hat, bedeutet es immer „Kriegsbeute“, und das entspricht wohl seiner älteren Verwendung. Aber schon Hans Sachs gebraucht es im bergmännischen Sinne (Ertrag einer Grube); 1537 taucht es im württembergischen, 1548 im Joachimsthaler Bergbau auf: das ist die Bedeutungsbrücke für unsere Redensart. Hier hat also, ähnlich wie bei *Schacht* und *Schicht*, die Bergmannssprache alte Wörter benutzt, ihren Inhalt umgemodelt und sie dann zurückgegeben. Durch die sozialen Kämpfe des 19. Jahrhunderts wurde der *Ausbeuter* zum allgemeinen Schlagwort. Das Gegenteil zur Ausbeute ist die *Einbuße*, die eigentlich eine „einfache Buße“ (d. i. Strafe), später allgemein „Ersatz, Entschädigung“ bedeutete; seit Beginn des 18. Jahrhunderts verstehen wir einen Verlust darunter. Aber während bei der Ausbeute die bergmännische Vermittlung klar ist, tritt sie bei der Einbuße weniger deutlich hervor. Da das Wort immer im mundartlichen Gebrauch lebendig war, ist es immerhin denkbar, daß es von dort in die hochdeutsche Umgangssprache gewandert ist. Aber die *Zubuße* wiederum ist ein Bergmannswort und noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur als solches bekannt; man verstand darunter die Nachzahlung oder auch den Beitrag, den man zu einem noch nichts eintragenden Bergwerksunternehmen leistete (so 1562). In frühe-

ren Jahrhunderten war die zuobuoaz die Zugabe des Kaufmanns: wieder erhält die Bergmannssprache ein altes Wort in gewandelter Bedeutung! Wahrscheinlich gehört der *Zuschuß*, der dasselbe bedeutet, auch hierher; er mußte geleistet werden, solange der *Abbau* noch keinen Ertrag abwarf. Abermals das gleiche Bild: „Abbau“ meint im Grunde jeden unterlassenen Anbau; zunächst auf den Feldebau bezogen, ging der Begriff dann bald auf den Bergbau über, wo sein Inhalt sehr viel sinnfälliger, bildhafter deutlich wurde. Erst von dieser Grundlage aus hat sich das Wort dann in die Breite und Vielfalt fortentwickelt, die uns geläufig ist — bis hin zum Abbau der Beamten, der Preise und der Steuerschulden. Man ist hier versucht, von einer verschlechternden („pejorativen“) Bedeutungsentwicklung zu sprechen, die das alte, gute Wort erfahren hat, nachdem der Bergmann es der Umgangssprache weitergereicht hat — ähnlich, wie ja auch das Zeitwort *bestechen* nur noch einen üblen Geschmack hinterläßt. Es bezeichnet ursprünglich den Vorgang der Stichprobe; man suchte durch Stechen die Stelle für die Fundgrube zu ermitteln. Daß man jetzt mit Geld oder ähnlichen Lockungen versucht, andere zu schlimmen Handlungen zu verleiten, ist nicht Schuld derer, die das Wort geprägt haben: aus seinem heimatlichen Bezirk entlassen, wurde es wurzellos und schlecht (wie alles Wurzellose). Da ist es tröstlich, daß sein alter Wortklassen- und Sachgenosse *fördern* die gute alte stämmige Bedeutung gewahrt hat. „Fördern“ gehört zu „fürder“, heißt also „nach vorn schaffen“; das konnte sich auf Personen beziehen (dann erhielt es die Bedeutung „unterstützen“, auch „entlassen“ oder „abfertigen“) oder auf Sachen gemünzt werden (dann meinte es „vollziehen“, „ausführen“, „vorwärtsbringen“). Beide Möglichkeiten hat die Bergmannssprache früh genutzt: „Menschen fördern“ hieß, sie zur Arbeit

nehmen (so 1449 in Schwaz), aber häufiger war die andere Bedeutung: Kohlen, Erze zu Tage fördern (dazu gebraucht man Förderkörbe, -schalen, -schächte; so seit 1562). Sicher hat auch in diesem Fall der bergmännische Gebrauch wesentlich dazu beigetragen, das Wort zu verbreiten und zu erhalten.

Wir nennen einen Kerl, der vor nichts zurückschreckt, einen „*abgefeimten* Schurken“. Im Mittelalter gab es ein Hauptwort „veim“, d. h. Schaum; „abfeimen“ bedeutete also „abschäumen“ und wurde von den Hüttenleuten gebraucht, um den Vorgang des Raffinierens, d. h. der Entfernung der Unreinigkeiten vom geschmolzenen Metall zu bezeichnen. Aber schon 1463 sprach man von einem „abgevaimpten Schalk“, und Goethe empfahl, das „Ohr recht abzufeimen“, d. h. in seiner Art ganz rein und vollkommen zu machen — wieder ein Beispiel dafür, wie kräftig die Beschäftigung mit den Bergwerksangelegenheiten seines Herzogtums, die ihn doch schließlich so enttäuschen sollte, seine Sprache beeinflusst hat! — Eine gehaltvolle, in treffenden Wendungen glänzende Aussage bezeichnen wir wohl als *körnig*. Das hat zunächst nichts mit Getreidekörnern zu tun, sondern bedeutet „kernhaft“. „Korn“ ist das Gewicht des Feingoldes oder Feinsilbers, das in einem vom Metallstab (von der Metallplatte) zur Geldprägung abgeschroteten Stück enthalten ist. Dieses Stück hieß „Schrot“; so erklärt sich die alte Wendung, jemand sei „vom alten *Schrot und Korn*“, d. h. nach Gehalt und Gewicht vollwertig. Letztlich liegt hier eine Lehnübersetzung aus dem lateinischen *granum* (Korn, Metallgewicht) vor.

In wieder andern Fällen hat die Bergmannssprache zum mindesten entscheidend dazu mitgeholfen, Wörter in bestimmten Bedeutungen der Umgangssprache zuzuleiten. Wer einen Kraftwagen besitzt, weiß, wie er seinen Motor *anlassen* muß; auch andere Maschinen werden „angelassen“. Das Zeitwort bedeutet eigentlich „loslassen“ (daher „sich anlassen“ = „sich erweisen, den Anschein haben“, so schon bei Luther). Zeitig schon wird das Wort dann für das Bewegen von Maschinen gebraucht; man läßt eine Mühle an, und der Hüttenmann läßt die Bälge des Schmelzofens an (1562). Wenn wir eine Fabrik mit so und so viel Arbeitern *belegen*, gebrauchen wir das Wort in einer vorwiegend bergmännischen Bedeutung; sonst hieß es „belagern“ oder „als Beweis begeben“ oder, am frühesten, „auflegend überdecken“. Mathesius kennt schon die Wendung „ein Bergwerk belegen“, d. h. Arbeiter zu seinem Betrieb einstellen. — Die *Brechstange* ist wohl ursprünglich ein Bergmannsgerät; auch das *Gebälge* (Luftzuführung durch einen doppelten Blasebalg in Stollen, Herd oder Ofen) stammt aus dieser Welt und ist anscheinend erst von hier aus auf den Blasebalg der Orgel übertragen worden. Wichtig ist, daß auch die *Bremse* ihre heutige Be-

deutung im Bergwerk erhalten hat. Das Wort selbst stammt aus dem Niederdeutschen; schon im bürgerlichen Mittelalter bezeichnete es eine Nasenklammer zur Bändigung wilder Pferde. Als Hemmgerät für Wagen gebraucht es zunächst der Bergmann (1556 premschuch: Bremsschuh, eigentlich „Druckschuh“, nach der ursprünglichen Form). Das unerfreulich stechende Kerbtier hat übrigens mit dieser Bremse nichts zu tun. — Wenn wir *löten*, ist es uns kaum noch bewußt, daß wir eine Ableitung vom Hauptwort „Lot“ benutzen; das bedeutete eigentlich ein schmelz- und gießbares Metall, wie es der Bergmann für seine Arbeiten gebrauchte (urspr. Blei!); erst nachträglich wurde es als Gewichtsbezeichnung ($\frac{1}{32}$ Pfund) gebraucht.

Daß die Bergmannssprache im Erzgebirge und anderswo auch ein paar Brocken aus fremden Sprachen aufgenommen hat, ist nur natürlich; wenigstens zwei davon hat sie an die Umgangssprache weitergeleitet. Was ein *Kux* ist, weiß jeder; seit 1327 verbucht, scheint das tschechische Wort (kukus, kus; eigentlich kus horni, d. h. Bergteil) um 1300 im südlichen Erzgebirge aufgenommen worden zu sein. Es hat lange zu seiner Eindeutschung gebraucht; Sebastian Brant (vor 1500) schreibt „Guckus“, Luther „Kuckes“, Hans Sachs „Guckes“. Aber auch *Düse* stammt aus dem Tschechischen (duše, d. h. Kern, Mark, Höhlung von Gußstücken) und ist als Bezeichnung der Mündung von Gebläsen in böhmischen Hütten von deutschen Schmelzern übernommen worden. Durch die Düsenflieger unserer Tage ist es in den allgemeinen Sprachschatz eingedrungen.

Die knappe Übersicht, die keine Vollständigkeit anstrebt, muß darauf verzichten, all die alten schönen Wörter zu erwähnen, die — wie *Ort*, *Trumm* oder *muten* — in der Bergmannssprache lebendig geblieben sind, aber in der Umgangssprache nicht oder nicht mehr klingen. Nicht berührt wurden auch die allgemein bekannten Begriffe, die — wie *Hütte*, *Zeche*, *Kumpel* oder *Schlacke* — für unser aller Bewußtsein noch einen eindeutigen und unmißverständlichen Bezug haben. Hier sollte nur angedeutet werden, daß der Beitrag der Bergmannssprache zu unserm „gemeinen Deutsch“ viel größer ist, als man gewöhnlich annimmt. Der Reichtum unserer Muttersprache besteht ja eben darin, daß sie aus Mundarten und Sondersprachen immer wieder Wortgut aufnimmt, und da in diesen Sprachbezirken eine lebendige Beziehung zum echten, natürlichen, sinnhaften Leben obwaltet, wirkt der stattliche Strom, der ihr von hier zufließt, täglich neu gegen die papierne Verschriftung, die ihr von der andern Seite droht. Dazu beigetragen zu haben und weiter beizutragen ist ein Ruhmestitel auch der Bergmannssprache, und sie zu pflegen und zu fördern, heißt der Muttersprache aller Deutschen dienen.